



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Felix Dahn's "Kampf um Rom".

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Felix Dahn's „Kampf um Rom“.

Mag man über den historischen Roman der Gegenwart urtheilen wie man will, soviel wird man zugestehen müssen, daß die Entwicklung der ganzen Gattung wie die günstige Aufnahme ihrer Haupterscheinungen ein gutes Zeugniß ablegt für das Erwachen des historischen Sinnes. Und in der That haben Werke wie Scheffels „Ekkehard“ oder Ebers „Aegyptische Königstochter“ Kreise, die einer streng historischen Darstellung wenig Geschmack abgewinnen und lebendige Anschauungen längst vergangener Epochen und Menschen geben, lebendigere vielleicht, als ihnen Geschichtswerke vermittelt haben würden. Daraus vor allem ist es sicher zu erklären, wenn Männer von der wissenschaftlichen Bedeutung Felix Dahn's Ergebnisse strenger Forschung im Gewande der Dichtung einem größeren Publikum nahe zu bringen versuchen. Unbekannt und in der Hauptsache auch anerkannt sind Dahn's Arbeiten über die Geschichte der germanischen Stämme während und nach der Völkerwanderung in seinen „Königen der Germanen“ und seinem „Procopius von Casarea.“ War er also stofflich vorzüglich ausgerüstet für eine poetische Darstellung aus dieser Zeit, so hatte er seine dichterische Begabung längst durch eine Reihe von Gedichten epischen Inhalts, wie durch seine Dramen und seinen culturhistorischen Roman „Sind Götter?“ dargethan. Beides, umfassende Sachkenntniß und poetisches Talent, wird auch in seinem neuesten Werke „Ein Kampf um Rom“ Niemand vermissen und seine überaus günstige Aufnahme — der erste Band erlebte in wenigen Wochen die dritte Auflage — sprach für die gelungene Lösung des schwierigen Problems, ein modernes Publikum für Verhältnisse, Personen und Ereignisse zu erwärmen, die durch die Kluft von 1300 Jahren weniger noch als durch ihre innere Fremdartigkeit von ihm getrennt sind.

Sein Stoff freilich: der Untergang des ostgothischen Reiches in Italien, hat dem Dichter diese Lösung wesentlich erleichtert. Keine Volksgeschichte des

angehenden Mittelalters steht uns näher, als diese gothische. Wir kennen die Sprache, die Verhältnisse, die Geschichte der Ostgothen genauer als die irgend eines germanischen Stammes, und welche großartige Tragik liegt doch in diesem Geschick! Eine Herrscherkraft ersten Ranges, ein hochbegabter Volkstamm scheitern an dem unmöglichen Versuche, in dem alten Culturlande Italien, inmitten eines an Zahl und Bildung ungleich überlegenen, durch Sprache und Religion von den Einwanderern getrennten Volkes, ohne Zusammenhang mit der germanischen Heimath, im Kampfe mit dem alten Culturstaate von Byzanz ein Reich zu gründen und zu behaupten mit wenigen Hunderttausenden kriegerischer Landbauern, denen nur zweierlei eine kurzdauernde Ueberlegenheit gab, die frische Volkskraft und die kriegerische Tüchtigkeit, und denen das ungewohnte Klima und der Luxus des Südens diese einzigen Bürgschaften ihrer Existenz rasch genug entzog.

Kommt von vornherein menschliche Theilnahme diesem Todeskampfe eines ganzen Volkes entgegen, so wird sie noch dadurch wachsen, daß wir hier die Ereignisse genau zu verfolgen vermögen. Insofern war F. Dahn günstig genug gestellt; war doch seine Hauptquelle jener Procopius von Casarea, der unter den Historikern der byzantinischen Zeit unbestritten den ersten Rang einnimmt. Aber wenn die größere Handlung bis ins Einzelne hinein bekannt ist, über das innerste Wesen der Handelnden erfahren wir doch nur wenig; beruht ja unsere Kenntniß lediglich auf dem Berichte des Vertreters einer Partei, der Byzantiner; in das Seelenleben der Gothen hineinzusehen, sie zu begreifen in ihren Entschlüssen und ihren Motiven, uns mit einem Worte ihre Helden menschlich nahe zu bringen, das ist uns aus den historischen Darstellungen allein fast unmöglich. Ein um so weiteres Feld eröffnet sich hier dem Dichter. An die äußere Handlung war er wesentlich gebunden, Menschen von Fleisch und Blut zu schaffen — in den historischen Schranken — das war fast ausschließlich sein Werk. Sehen wir, wie er sich mit beiden, mit den äußeren Thatsachen und mit den Personen abgefunden hat.

Der Todeskampf des ostgothischen Reiches umfaßt die ganze Zeit vom Tode Theodorichs bis zur Schlacht am Vesuv, von 526 bis 552. Ein so langer Zeitraum läßt sich im Rahmen eines Romans unverkürzt nicht darstellen. Dahn hatte also die Wahl, entweder eine Episode herauszugreifen oder das Ganze in seiner Darstellung auf kürzere Zeit zusammenzudrängen. Er hat das Letztere gewählt, er hat, wie er selbst in der Vorrede sagt, die Länge des Zeitraums „verschleiert.“ In der That fehlen in seiner Dichtung genauere Zeitangaben fast ganz und seine Helden erscheinen am Ende nicht wesentlich älter, als am Anfange. Es wird nicht zu läugnen sein, daß dadurch eine gewisse Unklarheit hervorgerufen wird. Eine nothwendige Folge des Verfahrens war aber vor allem, daß er sich sehr starke Abweichungen von

der Wirklichkeit gestatten, eine Menge Thatsachen einfach streichen mußte. So werden die Jahre nach Vitiges Untergange, die damals einander rasch folgende Erhebung zweier Könige, des Erarich und Idibald, übergangen; Belisar erscheint nur einmal in Italien statt zweimal; zu Totilas Zeit wird Rom nur einmal belagert und genommen, die Entsatzversuche Belisars, der Verlust der Stadt an die Byzantiner, ihre abermalige Einnahme durch die Gothen und ihre endgiltige Eroberung durch Narses, für alles dies ist bei Dahn kein Platz. Andere Abweichungen, wie das Erscheinen Alboins neben Narses, der Abzug der letzten Gothen auf einer nordischen Flotte u. a. m. sind mehr nebensächlich. Sicher muß auch dem Romandichter eine gewisse Freiheit in der Behandlung eines historischen Stoffes erlaubt sein, ob aber eine so große, wie sie sich Dahn genommen, das ist doch zweifelhaft, wenn nun einmal die Dichtung ein treues Bild der Ereignisse geben soll. Eine ganze Reihe von Aenderungen hängt außerdem mit Dahn's Darstellung der handelnden Personen aufs Engste zusammen.

In der Auffassung ihrer Handlungen sowohl, als ihrer Charaktere, war er viel weniger beengt; innerhalb des gegebenen, aber ziemlich weiten Rahmens hat er sich frei bewegen können, und er hat diese Freiheit benützt, um die Schicksale wie selbst das persönliche Wesen der Einzelnen oft selbständig zu gestalten, überlieferte Züge tiefer zu begründen und weiter auszuführen, ganz neue hinzu zu erfinden, und eben darin hat er unleugbar eine große poetische Kraft entfaltet. Er hat es verstanden, in die große Tragödie eine Reihe persönlicher Tragödien einzuflechten, besonders auch das Intriguenspiel meisterhaft zu schildern, die Charaktere der Hauptpersonen scharf und lebendig herauszuarbeiten.

Eine Reihe von Beispielen mag dies näher begründen. Gewaltig, noch im Leben fast zur sagenhaften Gestalt geworden, tritt Theodorich auf, nur einmal, und zwar an seinem Todestage. Er stirbt mit der peinvollen Erkenntniß, daß er umsonst gearbeitet, daß Niemand nach ihm das Reich halten könne, aber nicht die Erinnerung an den Tod des Symmachus und Boethius peinigt ihn, wie die Ueberlieferung meldet — „sie waren Verräther“ — sondern die Ermordung seines germanischen Gegners Odoaker; für diese That, fürchtet er, werde das göttliche Strafgericht sein ganzes Volk treffen. Breiter entfaltet sich die Darstellung seiner Tochter und Nachfolgerin Amalasintha. Sie erscheint, wie sie war, verwälst, dem eignen Volke abgewendet und den Romanen hingegeben; so wird sie zum Verbrechen — der Ermordung ihrer gothischen Hauptgegner — angetrieben, das ihr die letzte Zuneigung des eignen Volkes raubt und doch die Römer nicht gewinnt, schließlich von den Gothen entsetzt, von ihrer Feindin Gothelindis, der Gemahlin Theodahads, ins Verderben gelockt, aber zur Erkenntniß ihres Frevels gekommen, warnt

sie zuletzt noch ihr Volk vor dem Verrathe Theodahads. — Sehr selbständig schildert sodann Dahn Persönlichkeit und Charakter des Vitiges, der Belisar erliegt. Wir wissen wenig von ihm, bei Dahn wird er zu einem lebendigen Menschen: ein tapftrer Krieger, schlicht gerade, unfähig zur List, ohne Ehrgeiz, auch ohne besondere Begabung, aber voll Entschlossenheit. Er lebt, ehe er König wird, in glücklichster Ehe mit Rauthgundis, die Dahn frei erfunden, aber höchst sympathisch dargestellt, auf einem Gute bei Florenz, selbst freilich meist am Königshofe, wo man von seiner Ehe kaum etwas weiß; nach Theodahads Entsetzung erhebt ihn die Volksversammlung zum König und verwickelt ihn damit in einen furchtbaren persönlichen Conflikt. Denn da die entschiedenen Anhänger des Königshauses der Amalungen nur Matawintha, den letzten Sproß des alten Stammes, die Tochter Amalawinths, als Königin anerkennen wollen, so zwingen ihn, um Spaltung zu verhüten, seine Anhänger, sein geliebtes Weib zu verstoßen; er thut es, im Innersten gebrochen, aber in der Brautnacht erklärt er Matawintha, sie sei seine Königin, nie werde sie sein Weib, und legt zwischen sich und sie das blanke Schwert. Da erwacht in dem tödtlich beleidigten Weibe der Haß um so grimmiger, als er nur die umgewandelte Liebe ist; denn Matawintha hat, ohne zu wissen, daß er vermählt, in Vitiges, seitdem sie denken kann, das Ideal eines Mannes verehrt. Unmittelbar am Ziele ihrer heißen Wünsche zurückgestoßen, verschmäht, kennt sie seitdem kein anderes Interesse, als Vitiges zu vernichten; als er Rom belagert, verräth sie jeden seiner Pläne; als er in Ravenna eingeschlossen ist, zündet sie die Getreidespeicher an und vernichtet so die letzte Hoffnung der Gothen, die Stadt zu halten. So erlebt sie den Triumph, Vitiges gestürzt und gefangen in den Händen der Byzantiner zu sehen. Aber schon quält sie die Keue, und als der byzantinische Prinz Germanus um sie wirbt, da giebt sie sich selbst den Tod. In Vitiges' Gefängniß aber tritt sein treues Weib Rauthgundis; sie verschafft ihm die Mittel zur Flucht, sie entkommt mit ihm, doch verfolgt von den byzantinischen Reitern finden sie beide in den Wellen des Po ihren Tod. — Das Ganze ist fast vollständig Dahn's Eigenthum; Rauthgundis hat er ganz erfunden; von Matawintha ist nur bekannt, daß sie, mit Vitiges, aber gegen ihren Willen, vermählt, in der That verrätherisch handelte und dann, nach seinem Sturze wirklich das Weib des Germanus wurde. Abweichend von der Wirklichkeit wird auch das Ende des Vitiges erzählt.

Auch bei der Schilderung Teja's, des letzten Königs der Gothen, hat die historische Ueberlieferung Dahn wenig geboten: Teja führt den letzten Heldenkampf seines Volkes heldenmüthig durch und fällt, das ist im Grunde Alles, was wir von ihm wissen. Bei Dahn erscheint er als eine düstere Gestalt, in frühester Jugend unselig, da er seine Geliebte unwissentlich getödtet, ein entschiedener Pessimist — nur die blinde, eiserne Nothwendigkeit

regiert die Welt, es giebt keinen Gott —, überzeugt von dem unvermeidlichen Untergange seines Volkes, aber entschlossen, das Furchtbare edel zu tragen und edel zu sterben, seine Trauer ausströmend im Liede. So ringt er überall mit, ein eiserner Held und kämpft als König die letzte Heldenschlacht am Vesuv, in der er fällt.

Sein Gegenpart und doch sein Freund ist Totila, der „Sonnensüngling“, der „Siegfried“ der Gothen, ein Idealist durch und durch, voll menschlich warmer Empfindung, voll Güte und Humanität, von Allen geliebt, auch von den Italicen, und doch von den Gegnern gefürchtet als ein unwiderstehlicher Held. Er hofft Römer und Gothen zu versöhnen, das Reich Theodorichs wieder zu eröffnen. Es ist symbolisch für diese Hoffnung, daß er eine Römerin, Valeria liebt. Aber wie das ganze Volk, so verfolgt auch ihn das düstere Schicksal, so nahe er auch zuweilen seinem politischen und seinem persönlichen Ziele zu sein scheint: Valeria, früh dem Kloster geweiht, dann durch die Erbauung eines solchen von diesem Gelübde gelöst und doch selbst sich nicht gelöst fühlend, bleibt von dem Geliebten durch den Krieg getrennt. Dann siegt freilich Totila, er nimmt Rom, er residirt im Capitol; sein Gedanke scheint realisiert, der Stunde seiner Verbindung mit Valeria ganz nahe gerückt zu sein, da zieht mit Narses das Verderben heran; Totila fällt und jenes Kloster Valerias bei Taginä wird seine Ruhestätte.

So treten die Hauptvertreter der Gothen als lebendige Menschen hervor, deren Schicksale im vollsten Maße die Theilnahme herausfordern. Und das ist, wie die Uebersieferung nun einmal ist, ganz wesentlich Dahn's Verdienst. Reiches Material auch für die Darstellung des Persönlichen, boten ihm seine Quellen für die byzantinische Seite, aber auch hier gebührt ihm die detaillirtere Ausführung. Justinian schiebt er einigermaßen in den Hintergrund, um so bedeutsamer tritt die Kaiserin Theodora hervor, das lasterhafte, gewissenlose, intrigante, frömmelnde Weib, doch nicht ohne einen Zug von Größe in ihrer unbezähmbaren Herrschsucht und ihrer unbeschränkten Herrschaft über Justinian. So wie Dahn sie schildert, war sie sicher in Wirklichkeit. Auch Belisar scheint im Ganzen wohl, wie er war, ein tapfrer Hauden, der einzige Held von Byzanz, ehrlich und geradezu — vielleicht zu ehrlich —, eben deshalb dem Intriguenspiel nicht gewachsen, in Ungnade gestürzt durch schändliche Hinterlist und von der Blendung nur gerettet durch seinen Nebenbuhler Narses. Mit der Darstellung dieses letzteren hat Dahn unserer Meinung nach ein Meisterstück geliefert. Wie deutlich tritt er uns entgegen, der kleine, kranke, epileptische Mann, der nur an der Krücke geht und von seiner Sänfte aus die Schlachten leitet, dabei voll hohen Selbstbewußtseins, voll rückichtsloser Offenheit selbst dem Kaiser, und was noch viel gefährlicher, auch der Kaiserin gegenüber, und doch beiden unentbehrlich durch

sein Feldherrntalent und seine diplomatische Kunst, dabei nicht ohne Sinn für Heldengröße: er rettet Belisar und ehrt Teja. — Ein ganz besonders gelungenes Characterbild scheint uns auch das zu sein, das Dahn von Procop, dem Geheimschreiber Belisars und Historiker des Gothenkrieges, entwirft. Hier hat er freilich weniger frei erfunden, als vielmehr aus seinen Werken den Character des Schriftstellers erschlossen und den so gewonnenen Rohstoff kunstvoll modellirt zum plastischen Gebilde. So mag er gewesen sein, dieser Byzantiner; an sich ein trefflicher Mensch, aber ein Sohn seiner Zeit und Nation, von ihren Schwächen und Fehlern nicht frei und sich dessen auch bewußt, ein Verehrer Belisars und Bewunderer der Gothen, ein Verechter seiner Landsleute und Feind der Kaiserin, dabei vorsichtig geschmeidig, unterthänig, zu schwach, um ganz ehrlich, und zu ehrlich, um ganz Höflich zu sein. Dem entsprechen seine Werke: er schreibt den gothischen Krieg gewissermaßen officios, aber für ein byzantinisch-officiöses Werk zu ehrlich; er läßt sich deshalb von der Kaiserin als Buße die Pflicht auferlegen, die Bauwerke Justinians in den Provinzen zu schildern, oder was dasselbe ist, mit Lob zu überschütten, und er rächt sich für diesen Zwang, indem er die „Geheimgeschichte“ schreibt, jene Lasterchronik des byzantinischen Hofes, die kaum ihres Gleichen hat.

Neben den historischen Figuren, von denen wir eben die wichtigsten zu charakterisiren versuchten, steht noch eine ganze Reihe frei erfundener Gestalten auf gothischer Seite: außer der schon erwähnten Kauthgundis, Adalgoth und Gotho, Harald und Haraldta, besonders aber der alte Waffenmeister Theodorichs, Sildebrand, für den allerdings die Figur der Heldensage vorlag, der Hauptführer der streng gothischen Partei, noch Heide durch und durch, in allen Kämpfen bewährt und sie alle überlebend, bis er mit nach dem Norden zieht. Die bedeutendsten poetischen Mittel aber hat Dahn verwendet in der Darstellung des Cethegus Casarius. Damit tritt zwischen Gothen und Byzantinern die dritte Macht auf, die Italiener. Dieser Römer, der für die Wiederherstellung der Weltherrschaft von Rom aus kämpft, betrachtet sich selbst als Nachkomme Casars, vor dessen Statue ihm der verwegene Gedanke aufsteigt, an den er sein Leben setzt, und in der That hat der erste Monarch Roms wohl zu diesem Bilde des „letzten Römers“ gefesselt, so weit dieser auch hinter dem Vorbilde zurückbleibt, denn Cethegus ist ein Mann schneidig und biegsam wie Stahl, alles, auch die schlechtesten Mittel: Heimtücke, Verrath, Mord unbedenklich daransetzend an die Durchführung seines Planes, in jeder Intrigue Meister, jeden Gegenspieler durchschauend und jeden übertrumpfend, die Menschen beherrschend und leitend mit dämonischer — ja sagen wir es offen — mit übermenschlicher, oft unbegreiflicher Macht, zu Boden gerungen immer wieder aufschnellend, und doch auch kämpfend, wie

ein Held und fallend wie ein Held. Keiner der andern Mitspieler greift so unaufhörlich und so nachdrücklich in die ganze Handlung ein, als er. Er bildet die Verschwörung der Römer in den Katakomben zum Sturze der gothischen Herrschaft, er gewinnt trotzdem Amalasintha's Vertrauen, wird so Präfect von Rom, bewaffnet die Römer, verdirbt Amalasintha, indem er sie zum Morde der drei Gothen treibt, hilft sie dann stürzen, tödtet ihren Sohn Athalarich, der ihm plötzlich zu selbständig gegenüber tritt. So hat er die gothische Herrschaft ins Wanken gebracht; aber eben als er die Frucht seiner Mühe ernten, Rom und Italien zu selbständiger Erhebung gegen die Gothen fortreißen will, da mißlingt dies: die Byzantiner landen früher als er erwartet. Trotzdem weiß er sich in dem Besitze eines großen Theils von Rom und namentlich des Capitols neben Belisar zu behaupten, ja er reißt sodann den Ruhm der Vertheidigung Roms fast allein an sich. Um Belisar zu beseitigen, verwickelt er ihn vor Ravenna in die Intrigue gegen Vitiges, durch welche dieser bewogen wird, Belisar die ostgothische Krone abzutreten, ohne daß der Byzantiner allerdings die ernste Absicht hätte, sie anzunehmen, verdächtigt ihn dann in Constantinopel, bewirkt seine Abberufung und seine eigne Ernennung zum Statthalter Italiens. Er scheint am Ziele. Da kreuzt Totilas Erhebung seinen Plan, er unterliegt im Kampfe um Rom und entkommt mit Mühe verwundet nach Byzanz. Doch dort erwirkt er seine Absendung mit einem neuen Heere und beginnt sein Spiel von vorn. Da findet der Italiener seinen Meister an dem Byzantiner Narses: er sieht sich unter seinen Befehl gestellt, überwacht, gehemmt, schließlich des Hochverraths an Justinian angeklagt. Geseitert mit seinen Plänen, verlassen von Allen, die ihm die Liebsten sind, von seinem Adoptivsohne Julius Montanus, der sich schauernd von dem düstren, blutbesleckten Manne abgewendet, von Procop, der dem Jugendfreunde die Freundschaft kündigt, nur noch begleitet von seinem treuen Sklaven den Mauren Syphax, sucht und findet er den Tod am Vesuv.

Einen reinen Eindruck bringt freilich dieser Charakter, auf dessen Ausmalung Dahn so ganz besondere Sorgfalt verwendet, nicht hervor. Man kann Cethegus bewundern, aber sich nicht für ihn erwärmen, dazu ist er zu sehr Dämon, sind seine Mittel und Wege zu gewissenlos. Ja man wird auch Bedenken erheben müssen gegen die Möglichkeit nicht nur einzelner Züge, sondern des ganzen Charakters in jener Zeit. Man getraut den gesunkenen Italienern des 6. Jahrhunderts eine solche Natur nicht zu und kann sie ihnen nicht zutrauen, wie sie denn auch in Wirklichkeit nicht eine entfernt ähnliche Gestalt aufzuweisen haben.

Auch gegen die Charakteristik der Dahn'schen Helden überhaupt wird sich vom historischen Standpunkte aus gar Manches einwenden lassen. Am wenig-

sten gegen die Byzantiner: sie sind uns verständlicher, weil sie einer hochentwickelten Culturwelt angehören, und klarer, weil wir positiv mehr von ihnen wissen. Bei den Gothen verbindet sich mit unstreitig Echtem auch sehr Modernes. Echt ist ihre gewaltige Leidenschaft, ihr unerschüttertes Heldenthum, ihre Heldenfreundschaft und Heldentreue. In Scenen, wo diese Züge hervortreten, weht etwas von der Luft der Nibelungen. Modern dagegen muß man ohne Weiteres die starke Betonung und sentimentale Ausmalung der Liebesverhältnisse nennen, namentlich aber das Hervortreten der Reflexion, die z. B. in Teja sich geradezu bis zum philosophischen Pessimismus steigert. Man darf hier dreist behaupten: wir wissen nicht, wie die Gothen in derlei Dingen empfunden haben, aber so wie Dahn es darstellt, haben sie keinesfalls empfunden.

Eine nicht geringere Schwierigkeit hatte der Dichter in der Gestaltung der Sprache seiner Helden zu überwinden, eine Schwierigkeit freilich, der man bei jedem historischen Romane mehr oder weniger begegnet. Die Sprache soll die Farbe der Zeit tragen und doch uns nicht gar zu fremdartig anmuthen. Sicherlich war es nun im vorliegenden Falle leichter, Italiener und Byzantiner annähernd wahrheitsgetreu reden zu lassen, als Germanen. Von jenen steht uns eine ausgebreitete Literatur zur Verfügung, von diesen so gut wie nichts, woraus sich auf ihre Ausdrucksweise schließen ließe. Dahn hat sich dadurch zu helfen versucht, daß er die Gothen besonders eine durchaus poetische Sprache reden läßt, in kurzen, scharfen, oft epigrammatisch zugespitzten Sätzen, und in der That ist mancher seiner Dialoge meisterhaft, von dramatischen Leben erfüllt, den Leser athemlos fortziehend von Wendung zu Wendung. Aber man hat nicht den Eindruck, so wenig wie bei Freytags „Ingo“ —: so können die Personen wirklich gesprochen haben; man empfindet die Sprache fast stets als ein idealisirt und oft verkünstelt poetische, selten als recht der Zeit und dem Volke entsprechend.

Lassen sich so manche Bedenken gegen die historische Treue in der Zeichnung der Charaktere und in der Sprache nicht abweisen, so wird um so rückhaltloser die wunderbare Beherrschung des Materials in allem, was die Zustände jener Epoche betrifft, anzuerkennen sein. Hier verfügt Dahn, wie zu erwarten, mit souveräner Sicherheit über zahllose Einzelheiten und so detaillirt muß er in sich das Bild dieser Verhältnisse reflectirt haben, daß seine Darstellung mit fesselnder Lebendigkeit und Anschaulichkeit wirkt. Wie oft ist ein römisches Gastmahl in seinem raffinirten Luxus, seiner Sinnenlust, seiner aus Frivolität und feinsten gesellschaftlicher Bildung wunderbar gemischten geistigen Atmosphäre dargestellt worden. Und doch hat Dahn in seinem Gastmahl gerade ein unübertreffliches Meisterstück geliefert, so anschaulich in allem Detail, so wahrhaft dramatisch in seinem Dialog und in

der Handlung, daß man die Personen und ihre Umgebung vor sich zu sehen, sie reden zu hören glaubt. Sehr charakteristisch tritt auch die Kirche in ihrer Herrschsucht, ihrer Verweltlichung, ihrer feingespitzten Intrigue, bei ihm hervor, und höchst anziehend schildert er sodann den byzantinischen Hof in seinem Luxus, seiner Frömmelei, seinem Intriguenspiel, diesen Hof, an dem man, wie Narses der Kaiserin in's Gesicht zu sagen wagte, an einem Worte sterben kann, mag man es gesagt oder nicht gesagt haben. Malerisch entfaltet sich ebenso die Buntheit des byzantinischen Heeres, dieser Musterkarte aller Nationen der Welt. Mit wenigen Strichen versteht es endlich der Dichter, indem er uns auf den Hof eines gothischen Gutsbesizers (Vitiges) in der Nähe von Florenz führt, auf's Wirksamste die Innigkeit und das tief empfundene Glück germanischen Familienlebens auf dem Gegensatz zwischen Gothen und Römern, der unhaltbaren Stellung der ersteren inmitten einer feindlichen romanischen Bevölkerung, zu contrastiren. Ein erquickender Friede ruht auf diesem Bilde, es ist eine tief poetische Idylle, aber eine Idylle auf dem Hintergrunde einer düsteren Tragödie.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß das Werk, trotz nicht leicht wiegender Bedenken gegen manche Elemente in der Darstellung der Personen und Zustände, wie in der Behandlung der Sprache, eben in diesen einen nicht gewöhnlichen poetischen Werth besitzt. Hinsichtlich der Composition des Ganzen und der Darstellungsweise bleibt derselbe noch zu erörtern. Für die erstere müssen wir zunächst festhalten, daß Dahn die Einheit des Ganzen nicht in einer Person, sondern im Volke der Gothen sucht, daß also der Held des Romans nicht die oder jene Einzelfigur, sondern das ganze, glänzend vertretene Volk der Gothen ist. Giebt man die Statthaftigkeit einer solchen Auffassung zu, so mangelt es dem Werke durchaus nicht an der jedem Kunstwerke nothwendigen Einheit, und man hat dann nicht nöthig, Cethegus Cäsarius zum Helden zu machen, der doch eben gar nicht das Volk, um dessen Schicksal es sich handelt, vertritt und auch persönlich nicht die Sympathien erwecken kann, die dem Helden zukommen; dann sieht man in ihm nur einen Gegner, dessen Bedeutung die Schwere des Kampfes für die Gothen steigert. Dem entsprechend werden auch die Byzantiner nicht durch eine Alles überragende Hauptfigur repräsentirt, sondern durch mehrere, wesentlich gleich wichtige Persönlichkeiten, denn Volk kämpft hier gegen Volk, und wenn die Italiener factisch nur von Cethegus vertreten werden — die übrigen Römer sind Nebenfiguren, nur der künftige Papst Silverius bedeutet etwas mehr — so entspricht das nur den Verhältnissen: Cethegus hat eben kein Volk hinter sich, der Kampf um Rom ist sein Kampf, nicht der Kampf der Italiener.

In Bezug auf die Composition wird nun ohne Frage die Exposition, die etwa den ersten Band füllt, den ungetheiltesten Beifall beanspruchen dürfen. Sie ist durchaus ein Meisterstück. Man sieht das Verderben von allen Seiten heranziehen, unaufhaltsam, unerbittlich, eine dumpfe Schwüle ruht auf dem Ganzen, bis der Blitz der byzantinischen Kriegserklärung sie durchbricht. Nur wenige der Gothen ahnen das drohende Verhängniß: in dunkler Nacht schwören Hildebrand und sein Bruder, Totila, Teja nach altheidischem Brauche sich zu den Kampf aufzunehmen bis zum Aeußersten. Derweilen bildet Cethegus mit dem Priester Silverius die römische Katakombenverschwörung gegen die Gothen. Da stirbt Theodorich, Almaswinthe folgt ihm, vertraut in ihrer Verblendung dem Todfeinde Cethegus Rom an, vernichtet — auf seinen Rath! — durch die Ermordung ihrer drei Hauptgegner die letzten Sympathien der Gothen. Einen Moment noch scheint es, als ob der junge Athalarich, ihr Sohn, sich ermannen, die Herrschaft an sich nehmen werde: er fällt durch Cethegus. So sind Ostgothen und Italiener scharf einander gegenübergestellt und die Sympathien von Anfang an für die Germanen gesichert, deren Schutzgeist in Theodorich im verhängnißvollsten Augenblicke stirbt, deren Königin sie verräth, gegen welche eine römische Verschwörung mit Hinterlist und Mord im Dunklen schleicht, deren schlichtes reines Familienleben, wie es im Hause des Vitiges sich entwickelt, im ergreifendsten Gegensatze steht zu der Schwelgerei und dem Sinnentaumel der vornehmen römischen Welt, wie sie beim Gastmahle erscheint. Zugleich entfaltet sich nun in seinem Glanze und seiner Verderbniß der Hof von Byzanz; wir werden in den Rath Justinians, in das geheime Cabinet Theodoras eingeführt, wir sehen, wie hier jene Pläne zum Verderben der Gothen geschmiedet werden, und unsere Theilnahme für das unglückliche Volk, das solchen Gegnern erliegen soll, so unwürdigen und doch so überlegnen, wird noch höher gesteigert.

Dieser glänzenden Exposition entspricht jedoch der weitere Verlauf der Handlung nicht völlig. Zu massenhaft drängen sich die Thatsachen auf den verschiedensten Schauplätzen, die Zahl der handelnden Personen wird fast verwirrend groß, so sicher auch Dahn jeder einzelnen ihre Stellung anzuweisen, so kunstvoll er die Fäden zu entwirren weiß; das Schicksal der meisten endlich gestaltet sich so tragisch, daß eine düstere Färbung sich mehr und mehr über das Ganze legt. Der Schluß, der Kampf am Vesuv und der Abzug der Gothen auf einer normannischen Flotte, ist äußerst effectvoll, aber mehr phantastisch als poetisch. Umsonst sucht man nach einer sittlichen, poetischen Rechtfertigung dieses Ausgangs; man ist versucht, mit dem Schicksale zu grollen, dessen ehernen Gang soviel Heldenkraft und Edelsinn nicht aufzuhalten vermochte, und kommt beinahe zu der Ansicht, daß Teja mit seiner Ver-

zweifelungsphilosophie Recht habe und daß sein finstrier Pessimismus die Philosophie des ganzen Werkes sei. Uns scheint, hier hat Dahn doch der Geschichte Unrecht gethan. Das Gothenvolk hat in Wirklichkeit tragischer geendet, als er es enden läßt; bei ihm erlegt es nur übermächtigen, äußeren Gewalten, thatsächlich ist es ebenso gut an seiner inneren Schwäche zu Grunde gegangen, mit einem Worte an dem Mangel eines geschlossnen, einheitlichen Nationalgefühls. Die gothische Nation war schon in der Auflösung begriffen, vom Einflusse römischer Cultur zersezt, als Byzanz sie angriff. Das Alles entwickelt Dahn in seinen „Königen der Germanen“; in seinem Romane tritt dies Moment nur etwa bei Amalasintha und Theodahad, also nur am Anfange und ganz vereinzelt hervor, sonst gar nicht, und damit fehlt die tragische Schuld der Gothen, die ihren Untergang als die Sühne derselben erscheinen ließe.

Ueber die Mängel der Composition hilft nun aber in der That die Darstellung meist hinweg. Sie ist überaus anschaulich, packend, in den Dialogen von dramatischer Kraft, in den Schilderungen großer Scenen von plastischer Schärfe, in der Intrigue von bewunderungswürdiger Feinheit. Man lese z. B. die Schilderung von Theodorich's Tode, die Verschwörung der gothischen Patrioten bei Ravenna, die Verhandlungen im Kriegsrathe Justinians, die Intriguen des Cethegus gegen Amalasintha und Athalarich, und man wird diesem Urtheile beistimmen. Auf der andern Seite ist nicht zu verkennen, daß der Verfasser bisweilen der Phantasie und dem Glauben seiner Leser etwas zuviel zumuthet. So lebendig z. B. die Beschreibung des ersten Zusammenstoßes der Gothen und Byzantiner vor Rom oder des gothischen Sturmes auf Rom gehalten ist, es ist kaum möglich, sich bei dem raschen Wechsel der Schaupläze ein klares Bild zu machen, und zugleich legen diese Helden Proben von Ausdauer und Körperkraft ab, die über das Menschenmögliche hinausgehen. Zu bewundern bleibt freilich auch hier die wahrhaft üppige Phantasie des Dichters, die immer neue Situationen zu erfinden weiß, aber er hat ihr doch etwas zu sehr die Zügel schießen lassen.

Wir kommen zum Schlusse. Unzweifelhaft ist der Roman ein Werk von nicht gewöhnlicher Bedeutung, im Einzelnen voll wunderbarer Schönheiten, stets fesselnd durch die Anschaulichkeit und das pulsirende Leben seiner Darstellung, die auch über manche historisch nicht unbedenkliche Dinge hinweghelfen. Wenn der Eindruck doch kein ganz harmonischer, befriedigender ist, so liegt das weniger in der zu großen Ausdehnung, als in dem überschwänglichen Reichthume der Handlung und in der allzugroßen Zahl der Personen, nicht weniger am Schlusse. So vielen Erfolg man deshalb dem Buche auch wünschen mag, wir möchten doch zweifeln, daß es in seiner gegenwärtigen Gestalt dauernde Bedeutung gewinnen werde.